

HILARY DUFF

Elixir



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Die 17-jährige Clea Raymond ist es gewohnt, im Rampenlicht zu stehen. Die Tochter einer bekannten Politikerin und eines weltberühmten Chirurgen ist mittlerweile selbst eine renommierte Fotografin. Ihre Aufträge führen sie in die abgelegensten Winkel dieser Erde. Bis das mysteriöse Verschwinden ihres Vaters sie aus der Bahn wirft und sie sich immer mehr in sich selbst zurückzieht. Als sie sich doch von einer Freundin zu einer Parisreise überreden lässt, passiert etwas Seltsames: Auf Cleas Fotos erscheint immer wieder der unscharfe Schemen eines geheimnisvollen Mannes – eines Mannes, den sie noch nie zuvor gesehen und ganz sicher nicht fotografiert hat.

Schnell wird klar, dass dieser Mann nicht nur einiges über ihren Vater weiß, sondern dass ihn auch sonst sehr viel mit Clea verbindet. Denn ein machtvolleres Geheimnis bestimmt ihrer beider Schicksal. Es beginnt ein Wettlauf gegen die Zeit, in dem sie ihre Vergangenheit ergründen müssen, um ihr Leben und ihre Zukunft zu retten.

Autorin

Hilary Duff ist ein Multitalent. Bekannt geworden als Schauspielerin in diversen Kinofilmen und TV-Serien, ist sie mittlerweile eine mehrfach mit Platinalbumen ausgezeichnete Sängerin. Nebenbei entwickelte sie eine Kollektion für DKNY und ein Parfüm für Elizabeth Arden. Zudem engagiert sie sich bei einer Wohltätigkeitsorganisation, die bedürftige Kinder mit Nahrungsmitteln unterstützt. *Elixir* ist ihr erstes Buch.

Hilary Duff

Elixir

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Eva Hierteis

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2010
unter dem Titel »Elixir« bei Simon & Schuster BFYR,
einem Imprint von Simon & Schuster
Children's Publishing Division, New York.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream* für dieses Buch
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Juni 2013

Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Copyright © der Originalausgabe 2010 by Hilary Duff

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012

by cbj/cbt, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München,

unter Verwendung des Originalcovers

von Lizzy Bromley; Foto: Ali Smith

Th · Herstellung: Str.

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-47946-7

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Im Traum
und
in der Liebe
ist
alles möglich.

ICH KONNTE NICHT ATMEN. Eingekeilt in eine wogende Menschenmenge rang ich nach Luft, bekam aber keine. Die Hitze einer Million zuckender Leiber versengte mich, Schweiß erfüllte die Luft und machte sie schwer und stickig. Verzweifelt sah ich mich nach einer Fluchtmöglichkeit um, doch die stechend aufblitzenden Lichter raubten mir die Orientierung.

Mir wurde schwindelig. Jeden Moment konnte ich umkippen.

Ich zwang mich, tief einzuatmen, und versuchte, mich zu beruhigen. Es ging mir gut. Ich war nicht in Gefahr.

Ich befand mich auf einer Tanzfläche im exklusivsten Nachtclub von Paris. Manche Leute standen die ganze Nacht in der eisigen Kälte Schlange für den Hauch einer Chance, dorthin zu gelangen, wo ich jetzt war.

Es half nichts. Der Techno-Beat wummerte in meinem Kopf, fünf Töne, die sich endlos wiederholten, bis ich dachte, ich müsste gleich schreien. Die Menschenmenge um mich schloss sich noch enger, sodass ich meine Arme nicht mehr rühren und kaum mehr den Kopf wenden konnte. Plötzlich hatte ich die Vision, es würde bis in alle Ewigkeit so weitergehen, ich wäre für immer auf winzigem Raum eingezwängt wie in einem Sarg.

Wie der Sarg meines Vaters. Hatte er einen Sarg? War er überhaupt begraben? Wusste irgendjemand, wo er ums Leben gekommen war? War er vielleicht allein, verirrt im Dschungel? War er von wilden Tieren angegriffen worden? Hatte ihn jemand gefunden und gefoltert? Hatte er gebetet, dass wir ihn retten würden, bevor es zu spät war?

Das gab mir den Rest. Jetzt hyperventilierte ich. Ich schloss die Augen und riss mit einem Ruck meine Arme nach oben. Dann streckte ich sie zur Seite aus und schwamm durch dieses Meer sich windender und aneinander reibender Leiber um mein Leben. Mir kamen fast die Tränen, als ein Schwall Winterluft mein Gesicht streichelte. Ich hatte es nach draußen auf den Balkon geschafft. Ich stolperte zu einem freien Zweiersofa und ließ mich gegen die Rückenlehne sinken. Gierig trank ich Schluck für Schluck die frische Luft. Ich war wieder da; ich war

okay. Abermals atmete ich tief durch, diesmal ganz ruhig und konzentriert, und ließ den Blick über die Dächer des nächtlichen Paris' schweifen, den Eiffelturm, der in gelbes Licht getaucht war. Es war wunderschön. Automatisch griff ich nach der Fototasche, die sonst immer an meiner Hüfte hing, aber ich hatte sie natürlich nicht mit in den Club genommen. Seufzend tastete ich nach dem silbernen Anhänger in Form einer Schwertlilie, den ich immer um den Hals trug. Ich ließ meine Finger über die drei nach oben stehenden Domblätter und die drei herabhängenden Kelchblätter gleiten. *Die oberen drei Blätter stehen für Vertrauen, Mut und Weisheit*, hatte mein Dad gesagt, als er mir die Kette an meinem fünften Geburtstag um den Hals gelegt hatte. *Über all das verfügst du bereits im Übermaß, mein kleines Mädchen*. Er hatte sich vor mich hingekniet und mir in die Augen gesehen. *Aber wenn es mal hart auf hart kommt und du es vergessen solltest, dann wird dich diese Kette daran erinnern*.

»Clea? Alles in Ordnung?«

Ich lächelte und drehte mich zu meiner ältesten und besten Freundin um, die in hochhackigen Riemchensandalen über den Balkon auf mich zustöckelte. Diese Schuhe in Kombination mit einem goldenen Kleid, endlosen Beinen und der roten Lockenmähne ließen Rayna aussehen, als wäre sie einem griechischen Mythos entsprungen.

»Alles bestens«, versicherte ich ihr, doch die Falte zwischen ihren Augenbrauen zeugte davon, dass sie mir nicht ganz glaubte.

»Hast du an ihn gedacht?«

Ich musste nicht antworten. Ihr Blick ruhte auf meiner Hand, die noch immer auf dem Amulett lag. Sie wusste Bescheid.

»Es ist schlimmer, wenn du nicht genug Schlaf bekommst«, sagte sie. »Vielleicht sollten wir zurück ins Hotel und ...«

Noch ehe sie ausgesprochen hatte, schüttelte ich den Kopf. Mir ging es wirklich schon viel besser. Und selbst, wenn es nicht so gewesen wäre – Schlaf half nicht, sondern war im letzten Jahr meist eine Eintrittskarte ins Alptrauerkabinett gewesen, auf das ich gut und gerne verzichten konnte.

Außerdem: Auch wenn Rayna sofort mit mir gehen würde, wenn ich sie darum bäte, war mir natürlich klar, dass das mit Sicherheit das Letzte auf der Welt war, was sie wollte. Sie hatte nur noch drei Tage, ehe die Winterferien zu Ende waren und sie zurück an die Vallera Academy in Connecticut musste, um die Abschlussklasse zu beenden. Ich wusste, wie das war. Letztes Jahr um diese Zeit war ich noch mit ihr zusammen in Vallera gewesen. Es hatte mich große Überredungskunst gekostet, meine Mom von den Vorteilen des Hausunterrichts zu überzeugen. Rayna und ich hatten die kompletten drei Ferienwochen damit verbracht, zu reisen und durch die Welt zu jetten, und auf keinen Fall wollte sie auch nur eine einzige Sekunde ihrer verbleibenden Zeit mit so etwas Fadem verbringen, wie in einem Hotelzimmer herumzuhängen.

»Mir geht's blendend«, versicherte ich ihr. »Ich habe nur kurz eine Pause gebraucht. Le Féroce ist die ganze Nacht geöffnet, es geht doch gerade erst richtig los.«

»Ja!«, quiekte Rayna. Dann beugte sie sich zu mir und fügte vielsagend hinzu: »Ich hole mal unsere Dates.«

Ich musste grinsen, als sie zu den Glastüren zurückstößte. »Unsere Dates.« Großartig, dass sie die beiden so nannte, obwohl wir sie erst vor einer Stunde an der Bar kennengelernt hatten.

Ich machte es mir auf dem Sofa gemütlich und betrachtete erneut die Silhouette der schlafenden Stadt. In Gedanken schoss ich ein paar Fotos und überlegte, was ich alles in Angriff nehmen wollte, wenn ich wieder zu Hause war. Etwas Sinnvolles jedenfalls – vielleicht im Zusammenhang mit GloboReach, der gemeinnützigen Stiftung meines Vaters. Es hatte Zeit seines Lebens viel Medienrummel um Dad gegeben – aber am Ende dann fast ausschließlich wegen der Phiolen, die er entdeckt hatte. Darüber war scheinbar in Vergessenheit geraten, dass er sich viel Wichtigerem gewidmet hatte, nämlich Menschen das Leben zu retten.

»Tadaaa! Hier kommen ... die Jungs!«, verkündete Rayna, als sie mit »unseren Dates« im Schlepptau einlief. »Pierre ... und Joseph.«

»Hi.« Mit einem Lächeln nahm ich das Glas, das Joseph mir hinhielt. »Danke.«

»*Pas de problème*«, antwortete Pierre für ihn und ließ sich auf den Polsterstuhl neben mir fallen. »Es ist uns eine

Ehre, uns um *deux belles filles* wie euch zu kümmern.« Er stellte zwei Gläser auf einem kleinen Tisch ab und rief Rayna zu: »*Viens, ma cherie! Viens!*«

Mit einem scherzhaften Knurren legte er seine Arme um ihre Taille und zog sie auf seinen Schoß. War das sein Ernst? Rayna schien das jedenfalls zu glauben. Sie quietschte vergnügt und machte es sich bequem.

»Böser Junge«, schimpfte sie.

»*Mais non!*«, protestierte er und reichte ihr als Friedensangebot einen Drink. »*Pour toi.*«

»*Merci*«, erwiderte Rayna. Sie sah Pierre tief in die Augen und nippte an ihrem Getränk. Dabei drückte sie ihren Rücken gerade so weit durch, dass es aussah, als hätte sie eine Körbchengröße mehr. Dann stellte sie ihr Glas ab. »*Et pour toi*«, flüsterte sie, schmiegte sich an ihn und gab ihm einen langen, ausführlichen Kuss.

Faszinierend. Dank meiner Eltern habe ich einige der bedeutendsten Schauspieler unserer Zeit auf der Bühne erlebt, doch in der Kunst der Verführung schlug Rayna sie alle. Um Längen. Was die Wahl ihres Partners anging, war ich mir diesmal allerdings nicht so sicher. Pierre sah so verdammt gut aus, dass es ein Verbrechen gegen die Menschheit wäre, wenn er kein Männermodel wäre. Aber er war so dünn und knochig, dass auf seinem Schoß zu sitzen und ihn zu küssen sein musste, als würde man mit einer Holzmarionette rummachen. Rayna schien es nichts auszumachen. Mit einem Lächeln, das mehr verhieß, ließ sie kurz von ihm ab, beugte sie sich zu mir

und flüsterte theatralisch: »Pierre und ich sind *seelenverwandt*.«

Ich gab mir Mühe, nicht zu lachen. Ich hätte gelacht, wenn es nur so ein Spruch von ihr gewesen wäre. Wenn sie es nur gesagt hätte, um Pierre in dem Glauben zu wiegen, dass er ihr die Drinks nicht umsonst spendierte. Aber ich wusste, dass Rayna es in diesem Moment wirklich so meinte, genauso ernst wie bei Alexei, Julien, Rick, Janko, Steve und Avi ... eben allen, in die sie sich in den letzten drei Wochen Hals über Kopf verliebt hatte.

Ich persönlich glaube nicht an Seelenverwandtschaft. Rayna findet die Vorstellung reizvoll. Sie liebt die atemlose Romantik einer neuen Liebe. Es ist wie eine Droge für sie, durch nichts fühlt sie sich lebendiger. Und jedes Mal wenn dieser Wirbelsturm der Ekstase sie von den Füßen reißt, glaubt sie ehrlich, dass es *diesmal* etwas ganz Großes ist, diesmal für immer. Egal, wie oft man sie hat sitzen lassen, wie oft sie enttäuscht wurde, Rayna glaubt fest an die große Liebe – etwas, das ich nicht nachempfinden kann, wofür ich sie aber ohne Ende bewundere.

»Ich freue mich für dich«, sagte ich und meinte es auch so. Wenn ihr Traum von dem Mann mit den spitzen Knochen sie glücklich machte, dann gönnte ich ihn ihr von Herzen.

Sie erwiderte mein Lächeln und begann wieder, Pierre zu küssen, wobei sie es fachmännisch vermied, von seinem spitzen Kinn oder seinen Wangenknochen aufgespießt zu werden.

»Ähem.«

Joseph hatte sich auf dem Love Chair neben mir niedergelassen, die Stirn in Falten gelegt. Der Ärmste hatte vermutlich gedacht, er müsste hier nur auftauchen und hätte direkt meine ungeteilte Aufmerksamkeit.

»Entschuldige«, meinte ich halbherzig und wandte mich ihm zu.

»Alles okay mit dir?«, fragte er mit britischem Akzent. »Du hast total aufgelöst gewirkt, als du die Tanzfläche verlassen hast.«

»Echt?« Sofort hatte ich das beunruhigende Bild einer fetten Schlagzeile vor Augen: Tochter von Senatorin Victoria Weston dreht in Pariser Nachtclub durch. »Hat das sonst noch jemand bemerkt?«

»Mitten in diesem Zoo?« Er lachte. »Außer uns dreien keiner. Oder wohl eher nur wir beide. Ich bin mir nicht sicher, ob Pierre seinen Blick von deiner Freundin losreißen konnte ...« Er versuchte, Pierres Blick nachzuahmen, mit dem er Rayna aufs Dekolletè gestarrt hatte, was nicht leicht war, ohne seine feinen Manieren über Bord zu werfen. Dennoch war es keine schlechte Vorstellung.

»Schon gut«, sagte ich. »Ich weiß, was du meinst.«

»Gott sei Dank!«, stieß er hervor und wir lachten. Ich fragte mich, ob ich Joseph nicht doch eine Chance geben sollte. Ich hatte ihn lediglich als Pierres Anhängsel angesehen, aber vielleicht war das nicht fair. Vom Aussehen her gab es keinen Grund zur Klage: Er war etwas größer als meine ein Meter fünfundsechzig, hatte blasse Haut

und dunkle Haare und eine Stirnlocke, die immer kurz davor war, ihm in die Augen zu fallen. Er war schlank, aber durchtrainiert und stark wie ...«

»Spielst du Fußball?«, fragte ich. »Du siehst aus wie ein Fußballer.«

Na toll. Ich klang schon genauso billig wie sein Freund Pierre. »Ich meine –«

»Nein, ist schon okay. Ich spiele wirklich Fußball. Nicht professionell oder so, aber ...«

Joseph begann, ein bisschen von sich zu erzählen, und ich hörte zu, aber eigentlich konzentrierte ich mich dabei auf seine Augen.

Die Augen sind das Fenster zur Seele, Clea. Das hatte mein Vater immer gesagt, als ich noch ganz klein war. Und als ich alt genug war, um zu verstehen, dass es ein Klischee war, hatte ich es schon so verinnerlicht, dass es mir wie der Weisheit letzter Schluss vorkam.

Josephs Augen waren graublau, offen und klar. Ein bisschen zu klar, um ehrlich zu sein. Ich wartete darauf, dass irgendetwas, was er sagte, ein Feuer darin entfachte, doch ich wartete vergebens. Als er mir erzählte, dass er sich mitten in einer zweijährigen Sabbat-Auszeit befand, »um die Welt zu bereisen und herauszufinden, wofür er sich wirklich interessierte«, wusste ich, dass ich genug gehört hatte. Der richtige Mann für mich ist jemand, der ein Ziel vor Augen hat und danach lebt, nicht jemand, der erst auf Schnitzeljagd gehen muss, um seine Leidenschaft zu entdecken. Rayna würde sagen, dass das nichts zur Sache

tat. Joseph musste nicht mein Traummann sein, um sich mit ihm zu amüsieren. Vielleicht hatte sie recht, aber mich strengte schon allein der Gedanken daran an, Interesse zu heucheln, wenn ich keines hatte.

Joseph beugte sich vor, sodass ihm die Locke ins Gesicht fiel. »Jetzt weißt du alles von mir ... nun bist du an der Reihe, Clea Raymond.«

»Eigentlich ... würde ich gerne raufgehen und tanzen«, sagte ich ganz ehrlich.

»Super, ich bin dabei.« Er wollte schon aufstehen, doch ich schüttelte den Kopf.

»Lieber nicht«, sagte ich mit einem Lächeln, das hoffentlich freundlich genug war. »Ich möchte eine Weile alleine sein.«

»Sicher?«

»Ja ... du musst nicht auf mich warten oder so. Ich will nicht deine Zeit vergeuden. Es gibt noch jede Menge anderer Mädchen hier.«

»Ah«, sagte er und stand auf.

Ich biss mir auf die Unterlippe. Hatte ich seine Gefühle verletzt? Dann lächelte er. Er war vielleicht nicht glücklich darüber, aber er hatte verstanden.

»Na dann ... schön, dich kennengelernt zu haben.« Er streckte die Hand aus und ich schüttelte sie. Er war nett. Ich hoffte, er würde jemand anderen finden. Als er wieder nach drinnen schlenderte, tippte ich Rayna auf die Schulter und gab ihr mit einem Blick zu verstehen, dass ich wieder reinging, dann machte ich mich auf dem Weg

nach oben. Ein leichter Wind kam auf und ließ mich frösteln. Mein Trägerkleid aus Seide war viel zu dünn für den Winter – sogar wenn die Kälte durch die kräftigen Wärmestrahler des Clubs gedämpft wurde –, aber zum Tanzen war es genau richtig. Und damit meinte ich nicht das klaustrophobische Albtraum-Gedränge auf der großen Tanzfläche, sondern *Tanzen*.

Ich zog die Balkontüren auf und fühlte mich sofort wohl. Le Féroces kleine obere Lounge war das genaue Gegenteil der wilden Arena unten und viel mehr mein Fall: klein und intim, mit dezenter Beleuchtung, Plüschsofas, Kerzenleuchtern an den Wänden, einer langen Mahagonibar, einer Tanzfläche und einer kleinen Bühne, auf der eine phänomenale Sängerin Etta James schmetterte. In dieser Atmosphäre fühlte ich mich geborgen und bahnte mir einen Weg auf die Tanzfläche bis ganz nach vorne zur Bühne, wo ich mich von der Musik davontragen ließ.

Ich tanze für mein Leben gern. Wenn die Musik stimmt, kann ich darin eintauchen und eine Zeit lang alles andere vergessen. Tanzen ist für mich, glaube ich, so wie Yoga oder Meditation für Rayna. Beim Klettern fühle ich mich ähnlich – ganz allein auf mich gestellt in einer Felswand, wo ich mich ausschließlich auf den nächsten Griff konzentrieren muss und darauf, wohin ich meinen Fuß setze. Dieser Schmerz in meinen Muskeln beim Hocharbeiten ist wie eine Sucht.

Beim Tanzen wanderten meine Gedanken hierhin und dorthin und ich überlegte, wie die Unterhaltung mit

Joseph wohl weitergegangen wäre. Er hatte mir einen deutlichen Hinweis gegeben, als er mich mit meinem vollen Namen anredete. Aus Erfahrung wusste ich, dass seine nächste Frage wahrscheinlich gelautet hätte: »Wie ist es denn so, Victoria Westons Tochter zu sein?«

Es war eine blöde Frage, vor allem von jemandem wie Joseph, der ganz nebenbei seine Verbindungen zum englischen Königshaus erwähnte hatte – und die schöne Regelmäßigkeit, mit der seine Familie in der britischen Boulevardpresse auftauchte. Er wusste, wie es war, im Rampenlicht zu stehen. Aber er hätte ja auch nicht gefragt, um wirklich zu erfahren, wie sich das anfühlte, sondern nur, um das Gespräch in Gang zu halten.

Rayna dagegen fand diese Frage großartig. Auch ihr wurde sie ständig gestellt, nur dass sie in ihrer Version lautete, wie es sei, mit den Westons *eng verbunden* zu sein. Das war für sie die perfekte Steilvorlage. Sie blickte dann ihrem Gegenüber tief in die Augen und seufzte bedeutungsvoll: »Es sind die Leute. Ich komme dadurch mit den unglaublichsten Leuten zusammen ...«

Meine Antwort klang komplett anders. Ich mache mir nichts aus dieser Art Aufmerksamkeit. Vielleicht fand ich deshalb den Hausunterricht in meinem letzten Schuljahr so angenehm. Für Rayna wäre das nichts, allein schon die Dutzenden von kleinen und großen Dramen, die sich in der Schule täglich abspielen, würden ihr abgehen. Mir allerdings nicht. Es ist nicht so, dass ich menschenweh wäre, es gibt bestimmte Menschen, ohne die ich nicht le-

ben könnte. Oder von denen ich zumindest *glaube*, nicht ohne sie leben zu können. Das letzte Jahr hat mich gelehrt, dass ich zwar ohne sie leben kann, aber nicht *gut*.

Rayna ist eine von ihnen. Ich kenne sie schon mein ganzes Leben lang – ihre Mutter Wanda ist die »Pferdeexpertin« meiner Mutter oder einfacher gesagt, das Kindermädchen für die Pferde meiner Mutter. Das ist ein Fulltimejob und Wanda könnte das nie schaffen, wenn sie auch noch pendeln müsste. Stattdessen wohnt sie mit Rayna und ihrem Mann George im Gästehaus auf unserem Anwesen.

Mom und Wanda waren genau gleichzeitig schwanger und Dad hatte mir erzählt, dass die zwei ihn damals fast wahnsinnig gemacht haben, weil keine der beiden auf ihn hören wollte und sich geschont hat. Im neunten Monat watschelte Wanda, dick wie eine Tonne, noch immer ohne Unterlass herum, mistete Boxen aus, schaufelte Getreide, striegelte persönlich jedes einzelne Pferd und führte es herum. Mom war damals als Politikerin auf dem internationalen Parkett unterwegs und auch wenn sie meist keine weiten Reisen unternahm, so war sie doch ständig auf Achse. Für meinen Dad grenzte es an ein Wunder, dass sie tatsächlich zu Hause war, als die Wehen einsetzten ... genau fünf Minuten früher als bei Wanda. Weil George bei der Arbeit war, musste Dad beide ins Krankenhaus fahren. Sie klammerten sich auf dem Rücksitz aneinander fest – zwei dickbäuchige, stöhnende Frauen, die schier durchdrehten bei dem Gedanken daran, was sie zu Hause

noch alles hätten erledigen müssen. Wie ein Irrer raste Dad mit Vollgas zur Klinik und wartete nur darauf, dass man ihn anhalten und als Polygamisten mit einem Hang zu übertriebenem Ehrgeiz festnehmen würde.

Rayna und ich kamen nur fünf Stunden nacheinander zur Welt – ich bin die Ältere – und seitdem sind wir unzertrennlich. Wir sagen immer, wir sind Zwillinge mit verschiedenen Eltern.

Die Boulevardzeitungen weisen gerne auf den unterschiedlichen sozialen Status von Rayna und mir hin, aber für mich ist sie wie eine Schwester und meine Eltern empfinden es genauso. Sie haben dafür gesorgt, dass Rayna auf dieselben Privatschulen gehen konnte wie ich, und sie immer in den Familienurlaub mitgenommen.

Für den Rest der Welt jedoch ist sie keine Weston. Manchmal denke ich, das ist gar nicht schlecht so. Ich bin eine Weston und das bedeutet vor allem eines: eine Horde von Fotografen, die mich seit meiner Geburt verfolgen und darüber spekulieren, was für Auswirkungen ich auf die Karriere meiner Mutter haben könnte oder ob ich eines Tages in die Fußstapfen der Westons trete, um die Welt zu ändern. Mein Familienname bedeutete, dass in der siebten Klasse eine Fotostrecke im *People* Magazin erschien mit dem Titel: »Clea Raymonds seltsame Jahre zwischen Kind und Teenie!« Sie zeigte grässliche Bilder von mir vom Sommercamp des Vorjahres – Schnappschüsse, von denen ich nicht einmal gewusst hatte, dass sie existierten. Es gab eines, auf dem ich vom Schlaf völlig zerraupte

Haare hatte und eine dicke Brille trug, auf einem anderen zupfte ich mir gerade die Hose aus der Pofalte. Es gibt nichts Besseres für das überbordende Selbstbewusstsein einer Zwölfjährigen als Fotos wie diese, mit denen man die ganze Schule hätte tapezieren können. Sie verursachten mir bis in die Highschoolzeit Magenschmerzen.

Rayna ist Expertin darin, die schlechten Seiten mit einer Handbewegung abzutun. Sie wusste immer, wann mein Name in einem Magazin auftauchte. Sie fand es toll, dass ich mit meinen Eltern die Welt bereisen konnte, und kreischte vor Freude, wenn ich ihr erzählte, dass ich zu irgendeinem Event mit jeder Menge Prominenz eingeladen war. Nie war sie im geringsten neidisch wegen irgendetwas und obwohl sie selbst seit frühester Kindheit in diesen Kreisen verkehrte, konnte sie nie genug davon bekommen. Sie ist immer noch total aufgeregt, wenn sie mit mir zu einer Party oder in einen exklusiven Club geht oder an einen exotischen Urlaubsort mitgenommen wird ... oder zu so etwas wie diesem Winterferien-Trip, auf dem man alles drei haben konnte.

Ich merkte nicht, dass ich mit geschlossenen Augen tanzte, bis ich eine Hand auf meinem Arm spürte. Ich riss die Augen auf.

»Clea!«, überschrie Rayna die Musik. Ihre Augen glänzten von den Drinks und der Aufregung über die neue Liebe ihres Lebens. »*Je vais aller chez Pierre!* Er hat eine Dachwohnung mit Blick auf den Eiffelturm. *C'est très bon, non?*«

Rayna fand das offensichtlich sogar *très, très bon*, also blieb mir nichts anderes, als zuzustimmen. »*Oui*«, sagte ich lächelnd. »Pass auf dich auf. Hast du seine Adresse?«

Rayna nickte und ich holte mein Handy heraus, damit sie sie eingeben konnte.

»Pfefferspray?«, fragte ich.

Rayna verdrehte die Augen und zog die Dose aus ihrer Handtasche. Ich nickte zufrieden.

»Wenn irgendwas ist, rufst du mich an. Egal was. Und wenn du mir innerhalb von zwölf Stunden keine SMS schreibst, alarmiere ich die SWAT-Einheit.«

»Wir sind in Frankreich. Da gibt es keine SWAT-Einheit«, erinnerte mich Rayna. Dann beugte sie sich zu mir, legte ihre Stirn an meine und blickte mir direkt in die Augen. »Mir passiert nichts. Du wirst mich nie verlieren.«

Seit einem Jahr sagte sie das fast jedes Mal, wenn wir uns trennten. So schön ich den Gedanken auch fand, zuckte ich bei dem Wort »nie« doch immer zusammen. Es schien das Schicksal herauszufordern. Das hatte ich Rayna auch gesagt, doch sie hatte nur über meinen »verrückten Aberglauben« gelacht. Anscheinend war es *eine* Sache, daran zu glauben, dass das Schicksal einem jede Nacht einen Seelenverwandten servierte, aber eine andere, daran zu glauben, dass das Schicksal es nicht mochte, wenn man ihm Vorschriften machen wollte. Ich fand, Rayna hielt das Schicksal für viel zu wohlgesonnen.

Ich blieb gerade mal lange genug im Club, dass Rayna meine Flucht nicht mehr mitbekam. Sie hätte sich mies

gefühlt, wenn sie gedacht hätte, ich wäre nur ihretwegen ausgegangen. Zurück im Hotel stürzte ich mich auf den Zimmertresor und holte meine Kamera heraus.

Seit ich denken kann, ist Fotografieren eine Art Zuflucht für mich. Mein Vater hat mir meinen ersten Fotoapparat geschenkt, als ich vier Jahre alt war. »Denk immer daran, Clea«, hatte er gesagt, »Fotos machen ist eine große Verantwortung. In vielen Kulturen glaubt man, dass eine Fotografie einem die Seele rauben kann.«

Wie immer hing ich ehrfürchtig an seinen Lippen und glaubte ihm jedes Wort, ohne es zu hinterfragen – sogar als Mom gelacht und die Augen verdreht hatte. »Oh Grant, sieh sie dir an«, meinte sie und in ihrer Stimme schwang grenzenlose Liebe für uns beide mit. »Ihre Augen sind so groß wie Untertassen. Sag ihr, dass es nicht wahr ist.«

»Es ist nicht wahr«, sagte Dad, doch er stand mit dem Rücken zu Mom und sie konnte nicht sehen, was er tat: nämlich die Finger kreuzen. Ich grinste und fand die Verschwörung mit Dad großartig.

Von der Minute an, da er mir die Kamera geschenkt hatte, war ich vernarrt in sie. Das gefiel meinem Vater, denn er war selbst ein großer Fotofan und unheimlich stolz, dass ich Stunden um Stunden in seinem Studio im Keller zubringen konnte. Mom und er behaupteten einhellig, dass ich ein absolutes Mamakind war, bevor das mit dem Fotografieren anfang, aber daran kann ich mich nicht mehr erinnern. In meiner Erinnerung sehe ich immer Dad

und mich, wie wir uns unterhalten, lachen und alles miteinander teilen, während wir unsere Aufnahmen zusammen in Kunstwerke verwandeln.

Rayna muss immer darüber schmunzeln. Angesichts meiner Abneigung gegen die Paparazzi findet sie es verrückt, dass ich so an meinen Kameras hänge. Aber für mich ist das, was ich mache, das genaue Gegenteil dessen, was die Paparazzi tun. Die wollen nur die Oberfläche zeigen und sind schon zufrieden, wenn ein Schnappschuss scharf ist. Ich dagegen versuche einzufangen, was sich unter der Oberfläche verbirgt. Jedes Gesicht, jede Landschaft, jedes Stillleben erzählt eine Geschichte. Jedem Motiv wohnt eine Seele inne und wenn meine Kamera und ich eine echte Verbindung aufnehmen, wirklich richtig zusammenarbeiten, dann können wir sie einfangen.

In meinem Hotelzimmer legte ich den Fotoapparat vorsichtig aufs Bett, um mir noch etwas gegen die Kälte überzuziehen. Auf die Reise hatte ich meine Lieblingskamera mitgenommen – eine DSLR, die mir mein Vater gekauft hatte, kurz bevor er zu seiner letzten Reise für GloboReach aufgebrochen war. Inzwischen sind neuere und vermutlich auch bessere Modelle auf dem Markt, aber diese hier ist wie für mich gemacht. Schnell schlüpfte ich aus dem Cocktailkleid und den Highheels und zog eine lange Leggings an, meine Lieblingsjeans, ein Rollkragenshirt, einen dicken Sweatshirt, eine Kapuzenjacke und eine Strickmütze. Keine Handschuhe – Handschuhe bilden eine Barriere zwischen mir und der Kamera; sie stö-

ren unsere Verbindung. So dick eingepackt wie möglich, öffnete ich die Balkontür und trat hinaus. Die Temperatur war unter den Gefrierpunkt gefallen und das schmiedeeiserne Geländer und die Terrassenmöbel waren mit Raureif bedeckt. Ich ließ den Blick über die Dächer schweifen, wohl wissend, dass ich erst *wirklich* sehen würde, wenn ich durch die Linse schaute. Ich holte tief Luft, kostete den Moment aus und hob dann den Apparat vors Gesicht. Sofort begann ich drauflos zu knipsen. Von hier aus konnte ich alles überblicken: kleine Cafés, Märkte und Bücherstände, die über Nacht unter Folien verpackt waren. Und über allem die atemberaubende Schönheit von Notre Dame, die im Scheinwerferlicht erstrahlte.

Stundenlang blieb ich auf dem Balkon, fing jedes noch so winzige architektonische Detail, die Straße, die einzelnten Leute ein, die vorbeiliefen. Ich fotografierte alles und leistete dem Quartier Latin Gesellschaft, bis die Sonne über der Stadt aufging und die Luft gerade genug erwärmte, um mich spüren zu lassen, dass meine Finger völlig taub waren.

Eine perfekte Nacht; und ich hatte nicht schlafen müssen.

Ich ging zurück ins Zimmer, wo mich die Hitze wie ein Schlag traf, und dankte mir im Stillen selbst für die weise Voraussicht, mit der ich den Thermostat hochgedreht hatte, bevor ich mit dem Fotografieren angefangen hatte.

Erst waren meine Hände zu taub, um eine Nummer zu wählen, doch nach zwei vergeblichen Versuchen gelang

es mir doch. Ich bestellte beim Zimmerservice einen heißen Kakao, die größte Kanne Tee, die sie hatten, und ein Schokoladencroissant und bat darum, die Sachen vor der Tür abzustellen, falls ich nicht auf das Klopfzeichen antworten sollte. Denn ich hatte vor, mich unter die Dusche zu stellen, bis meine Haut krebsrot war und auch das letzte bisschen Kälte aus mir herausgespült war.

Eine Dreiviertelstunde später saß ich in einen kuscheligen Bademantel gehüllt auf dem Bett, trank Kakao und nagte an meinem Croissant. Nach der wunderbaren, brühheißen Dusche, die köstlich wie ein Festmahl gewesen war, glühte ich richtig. Rundum zufrieden schaltete ich die Nachrichten an, neugierig, ob ich Mom zu Gesicht bekommen würde. Wo war sie diese Woche? Ich wusste es nicht mehr. Israel? Moskau? Vielleicht sogar hier, in Europa? Ich stopfte mir einen ganzen Kissenberg in den Rücken und machte es mir gemütlich ...

... und das Nächste, woran ich mich erinnern kann, war, dass ich von Flammen eingeschlossen war.

Sie waren überall. Ich kniff die Augen gegen den sengenden orangeroten Schein zu, doch es half nichts. Ich wusste, das Feuer war da, konnte es trotzdem lodern sehen.

Und der Gestank. Der beißende, stechende Geruch giftiger Chemikalien von schmelzendem Plastik, brennenden Teppichen und Elektrogeräten. Der widerliche Gestank verbrannter Haare. Menschenhaare. Meine Haare?

Nein. Jetzt sah ich ihn. Den Mann, der durch das Inferno wankte, das einmal ein Hotelzimmer gewesen war. Auf seinen Armen, Beinen und Haaren tanzten Flammen. Er schlug darauf ein, doch es fachte sie nur weiter an. Als sie auf sein Gesicht übergriffen, drehte er sich zu mir und ich sah den letzten gequälten Aufschrei meines Vaters –

»NEIN!«, keuchte ich und fuhr hoch. Mein Herz rasete, Tränen liefen mir über die Wangen. Wo war ich? Ich griff nach meiner Kette und fand nur die dicken Falten des Bademantels. Verängstigt und zitternd sah ich mich um. Noch immer war ich völlig durcheinander und schnupperte, ob nicht doch der Geruch von Feuer in der Luft hing.

Mein Blick fiel auf das Tablett des Zimmerservice', das neben mir auf dem Bett lag. Schokoladencroissantkrümel. Echt. Real. Meine Atmung beruhigte sich langsam und ich sah aus dem Fenster, auf der Suche nach dem tröstlichen Schimmer von Notre Dame. Ich konzentrierte mich auf die Kathedrale und atmete tief ein und aus.

Die Therapeutin hatte mir gesagt, dass die Träume mit der Zeit aufhören würden, aber nun war es schon ein Jahr her, dass mein Vater verschwunden war, und sie suchten mich noch immer regelmäßig heim. Nun behauptet die Therapeutin, dass es an der Ungewissheit liegt. Wenn ich *wüsste*, was geschehen ist, wenn ich Antworten hätte ...

Aber es gibt keine. Also denke ich mir selbst Sachen aus und fülle die Leerstellen mit den grässlichsten Dingen aus,

von denen ich jemals gehört oder gelesen habe oder die ich gesehen habe. Und weil ich manchmal als Fotojournalistin arbeite, habe ich ziemlich viel gesehen.

Mit anderen Worten: In meinem Gehirn schwirrt tonnenweise Albtraum-Material.

Über diesen letzten Albtraum musste ich aber den Kopf schütteln. Er war lächerlich. Wenn ich irgendetwas wusste, dann dass mein Vater nicht in einem brennenden Hotel ums Leben gekommen war. Er war in keinem Hotel gewesen, sondern bei einem GloboReach-Außenposten. Warum also träumte ich so etwas dann?

Mein Blick wanderte zum Fernseher und auf einmal ergab es Sinn. Auf dem Bildschirm loderte ein prasselnder Brand. Ich musste ihn im Schlaf gehört und in meinen Traum eingebaut haben. Ich nahm mir vor, nie wieder kurz vor dem Einschlafen Nachrichten zu schauen. Das Letzte, was ich brauchte, war zusätzliche Nahrung für meine Albträume.

Gebannt sah ich auf den Bildschirm. Der Brand war riesig und verschlang ein großes, wunderschönes Apartmenthaus, das um 1800 herum erbaut worden sein musste. Der Gedanke, dass so ein altes, stabiles Haus, das über zweihundert Jahre gehalten hatte, innerhalb kürzester Zeit zerstört werden konnte, machte mich traurig.

Ich drehte den Ton lauter, weil ich mehr über das Gebäude und seine Bewohner erfahren wollte. Mein Französisch ist so lala, aber es klang, als wäre das Feuer irgendwo in den oberen Stockwerken eines Gebäudes ausgebro-

chen, das wegen seines einmaligen Blicks auf den Eiffelturm gerühmt wurde.

Mir gefror das Blut in den Adern.

Hatte ich diese Nacht nicht irgendetwas über den Blick auf den Eiffelturm gehört?

Nein ... solche Schlussfolgerungen zu ziehen, war vor-schnell ... das konnte nicht sein ...

Wieder hörte ich Raynas Stimme: *Je vais aller chez Pierre! Er hat eine Dachwohnung mit Blick auf den Eiffelturm. C'est très bon, non?*

Aber es gab in Paris massenhaft Apartments mit Blick auf den Eiffelturm. Die Wahrscheinlichkeit, dass es sich genau um dieses Gebäude handelte, war ...

Ich schnappte mein Handy und scrollte zu der Stelle, an der Rayna Pierres Adresse aufgeschrieben hatte, dann starrte ich die Nachrichtensprecher an.

»Macht schon!«, drängelte ich. »Sagt, wo es ist! Wie lautet die Adresse?«

»*Le feu est a vingt-quatre rue des Soeurs*«, verkündete die Nachrichtensprecherin schließlich.

Die Welt hörte auf, sich zu drehen.

Die Adressen waren identisch.

»Nein!«, schrie ich auf. »Bitte nicht. Nein, nein, nein ...«

Ich drückte Raynas Kurzwahl und wartete ewig darauf, dass sie sich meldete. »Geh ran, Rayna, *bitte*, nimm ab!«

Nichts.

»Shit!« Ich legte auf, warf mir Klamotten über, rannte aus dem Zimmer und machte noch einmal kurz kehrt, um

mir meine Kamera zu schnappen. Es war ein reiner Automatismus. Wie panisch ich auch wegen Rayna war, ein Brand dieses Ausmaßes war eine Herausforderung für jeden Fotojournalisten und das bin ich mit Haut und Haar.

»*J'ai besoin d'un taxi*«, blaffte ich den livrierten Türsteher an, als ich nach draußen rannte, und ließ dann noch ein »*S'il vous plaît*« folgen, doch der Mann hatte die Verzweiflung in meiner Stimme gehört und war schon auf die Straße gelaufen, um mir eines anzuhalten.

Das dauerte alles viel zu lang. Wäre ich nicht schneller, wenn ich die drei Kilometer rannte? Nein, es war besser zu warten, aber es machte mich wahnsinnig, hier herumzustehen. Ich musste etwas tun. Ich sah auf meine Uhr: neun. Drei Uhr nachts in New London, Connecticut. Egal. Ich wählte seine Nummer.

Beim dritten Klingeln ging er ans Telefon. Er klang hellwach und munter, obwohl ich wusste, dass ich ihn aus dem Schlaf gerissen hatte.

»Clea? Alles in Ordnung?«

Zum Glück gab es Rufnummernerkennung. Ben wusste, dass ich nicht mitten in der Nacht anrufen würde, wenn es kein absoluter Notfall wäre.

»Ben! Ben, es ist wegen Rayna. Da ist ein Feuer ausgebrochen – ein riesiger Brand!«

Meine Stimme versagte und ich begann zu weinen. Ich würde es nicht aushalten, wenn Rayna etwas passiert wäre. Ich könnte es nicht ertragen.

»Atme tief durch und dann erzähl mir alles.« Ben

sprach langsam und beruhigend. Das mochte ich so sehr an ihm. Je schwieriger und aufwühlender die Lage war, desto sachlicher wurde er und ging es logisch und methodisch an. Im letzten Jahr war er oft mein letzter Halt gewesen.

»Ich weiß nicht genau«, sagte ich. Der Türsteher hatte endlich ein Taxi gefunden und ich sprang hinein und rief dem Fahrer Pierres Adresse zu. »*Vite, s'il vous plaît – vite!*« Ich kauerte mich auf dem Rücksitz zusammen und schlang die Arme um mich, während ich Ben erzählte, was ich gesehen hatte.

»Okay.« Bens Stimme tröstete mich aus etwa sechstausend Kilometern Entfernung. »Keine Panik. Verlier jetzt nicht die Nerven. Du weißt noch nichts Genaues. Du bist gerade auf dem Weg dorthin, oder?«

»Ja, so schnell es geht«, sagte ich, nahm eine Handvoll Euros aus meinem Portemonnaie und hielt sie dem Fahrer hin. »*Plus vite, s'il vous plaît*«, drängte ich.

»Gut«, sagte Ben. »Wir telefonieren einfach, bis du dort bist.«

Keine Ahnung, was ich ohne Ben tun würde. Mein engerer Freundeskreis besteht aus genau zwei Leuten: Ben und Rayna. Nicht mal genug, um tatsächlich einen Kreis zu bilden – eher ein Dreieck mit zwei wirklich guten Freunden.

Die ganzen zehn Minuten Fahrzeit über sprach ich mit Ben. Der Klang meiner eigenen Stimme, die bis über den Ozean zu ihm reichte, war das Einzige, was mich davon



Hilary Duff

Elixir
Roman

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-47946-7

Goldmann

Erscheinungstermin: Mai 2013

Hilary Duff, Schauspielerin, Sängerin und Designerin, stellt nun ihr Talent als Bestsellerautorin unter Beweis.

Clea Raymond führt ein aufregendes Leben. Als renommierte Fotografin bereist die junge Frau die fernsten Winkel dieser Erde. Bis das mysteriöse Verschwinden ihres Vaters, eines berühmten Chirurgen, sie völlig aus der Bahn wirft. Da weckt ein geheimnisvoller, äußerst attraktiver Fremder ihr Interesse, der auf erstaunlich vielen von Cleas Fotos auftaucht. Ein Zufall? Oder wird sie verfolgt? Weiß der Fremde gar etwas über ihren Vater? Clea versucht mehr über den Mann herauszufinden – und wird in eine abenteuerliche Geschichte voller Romantik und Gefahr hineingezogen und in ein Jahrhunderte altes Geheimnis ...